

Von Volksrust nach Ermelo [Schluss]

Autor(en): **Mögenburg**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Das Rote Kreuz : offizielles Organ des Schweizerischen Centralvereins vom Roten Kreuz, des Schweiz. Militärsanitätsvereins und des Samariterbundes**

Band (Jahr): **8 (1900)**

Heft 23

PDF erstellt am: **05.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-545262>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Von Volkskrust nach Ermelo.

Reiseschilderung von Dr. Mögenburg, Mitglied der Suter'schen Ambulance in Südafrika.

(Schluß.)

Die Nacht bricht herein und noch immer geht es vorwärts. Sehnsuchtsvoll späht das Auge am Horizonte nach einem Lichtlein aus, welches unser Ziel, Ammersfoort, anzeigt. Da hinter dem Berge flammt ein intensiv rötlicher Schein auf. Der Mond ist es nicht, denn der geht hinter uns auf. Es ist ein Grasbrand. Da der Bur eine Grasernte wie bei uns nicht kennt, so wächst das Gras ruhig fort und erreicht manchmal, wie ich z. B. im Zululande sah, eine solche Höhe, daß Roß und Reiter gänzlich verschwinden. — Da ich gerade von dem Grase spreche, fällt mir eben ein kleines, vielleicht nicht uninteressantes Erlebnis ein, welches ich im Zululand hatte. Ich lag mit meiner Ambulanz am Fuhlazatje-Berg, etwas abseits vom Lager, und wurde noch spät abends zu einem Kranken gerufen. Ich kürzte den Weg ab und ging mitten durch das Feld. Ich erstaunte nicht wenig, als plötzlich mein Fuß in einer Schlinge hing und ich den langen Weg hinfiel. Dies passierte mir noch einmal, ohne daß ich irgend etwas sehen konnte. Am andern Morgen schaute ich nach und sah das ganze Feld mit eigentümlichen Grasschlingen verziert. Ich erkundigte mich und bekam folgende Erklärung: Sobald Krieg ausbricht, ziehen die Kaffern, besonders die Zulus, in die weiten Grasebenen, verteilen sich, fassen mit jeder Hand ein Bündel der Grassengel oben an der Spitze, drehen sie ein paar Male herum und binden die Spitzen der beiden Pakete oben zusammen, so daß eine für Pferd und Mensch gleich gefährliche Schlinge entsteht. — Im Winter nun dorrt dieses große, starke, rauhe Gras vollständig und so ist das Feld selbst der Heuschaber des Buren. Für gewöhnlich brennt der Farmer nacheinander nur einzelne Teile seiner Wiesen ab, um immer für sein Vieh, bis frisches Gras wächst, Heu übrig zu behalten. Aber jetzt in Kriegszeiten wird, sobald der Engländer naht, rücksichtslos alles Gras verbrannt, um dem Feind auch kein Hälmchen für seine Pferde zu lassen. Einen solchen großen Grasbrand sahen wir nun in seiner ganzen Ausdehnung. Der gesamte Horizont war eine einzige große Flammenglut. Bald stieg eine mächtige Feuersäule zum Himmel empor, bald schoß das Feuer, einer glänzenden Schlange gleich, blitzschnell über den Boden, bald sprang eine gewaltige Feuergarbe mitten aus dem noch in Dunkel gehüllten Feld, um ebenso rasch wieder zu versinken, nur einen glühenden Aschenhaufen zurücklassend. Jetzt sahen die Flammen wie ein einziger glühender Strich aus, jetzt wie ein ungeheurer Fackelzug von Tausenden von einzelnen Flammen, welche gleich darauf weiterbrausend zu einem großen Feuermeere zusammenschlugen. Und wenn die schwarzen Rauchwolken wie von Geisterhänden geworfen zum Himmel sausen, Millionen von Funken nach allen Richtungen auseinanderstieben und es allenthalben knasterst, prasselt, loht und heult, dann steht man bewundernd vor einem der schönsten Schauspiele, welche dieses Land bietet. Es ist nicht ganz ungefährlich, allzu nahe dabei zu stehen, denn es sind schon genug Fälle vorgekommen, daß Personen von dem Feuer eingeholt worden und zu Grunde gegangen sind.

Am Abend kamen wir nach Ammersfoort, einem sehr kleinen, meist von Deutschen, welche uns freundlichst unterstützten, bewohnten Dörfchen. Durch längern Aufenthalt von Kommandos war das Dorf von allem derart entblößt, daß wir nicht einmal Holz zum Feuer machen aufreiben konnten. Doch aus dieser Verlegenheit half uns der hier gebräuchliche Brennstoff, nämlich getrockneter Kuhmist; dieser brennt gut, gibt eine ziemlich lang anhaltende Glut und ist vor allen Dingen überall zu haben. Auf dieser Glut rösteten auch die Bewohner ihr Fleisch, welches einfach in die glühende Asche hineingeworfen wird. Zuerst hatte man einen gewissen Ekel vor dem Fleisch, welches auf trockenem, ehemaligem Darminhalt eines Ochsen oder einer Kuh geröstet war; aber man gewöhnt sich bald daran und jetzt schmeckt es uns sehr gut.

Am Mittag des nächsten Vertrefftages zog sich der ganze Himmel grau zusammen und ein feiner, wie aus Eisnadeln bestehender Regen rieselte eintönig herab. In weniger als einer Stunde waren wir durch und durch naß und unsere Zähne klapperten vor Frost. An einem einsamen Gehöft machten wir Halt und der Besitzer wollte uns armen durchnästen und frierenden Menschen ein Unterkommen in seiner geräumigen Scheune unter allen möglichen unwahren Ausflüchten verweigern. Nun war aber unsere Geduld zu Ende und ohne lange zu bitten, mochten wir unser gutes Recht geltend und nach wenigen Augenblicken

war die Scheune offen. Der Besitzer sagte nichts mehr und wir machten unser „Bett“ so gut es ging zurecht. Nachdem wir uns ein paar der herumliegenden Kürbisse als Kopfkissen unter die Matratze geschoben, schmiegt Dr. Suter und ich uns ganz eng aneinander, deckten uns mit unsern Decken zu und fingen an, uns gegenseitig etwas vorzufrieren. Es war bitterkalt und unsere halberfrorenen Gedanken wanderten zurück zu unseren warmen, sauberen, heimatischen Betten und ein paar halbunterdrückte Ausrufe klangen nicht gerade wie Segenswünsche.

Am andern Morgen schien hell und warm die Sonne und wir konnten frohgemut unsern Weg ziehen. Den ganzen Tag ging es weiter, immer weiter, um noch Ermelo zu erreichen. Bergauf, bergab, durch öde, pfadlose Ebenen, weit und breit kein lebendes Wesen, als höchstens ein Nasgeier, der hoch über unsern Häupten langsam seine Kreise beschrieb und ab und zu sein widerliches, heiseres Geträchz hören ließ, weiter, immer weiter durch trockene Flußbetten, durch steinige Furten, durch sandige Bäche, an mehr oder minder wohlgepflegten Farmen, an herbstlich-gelben oder schwarzverbraunten Wiesen mit unzähligen Termitenhäusen vorbei. Die Sonne sank und noch immer war von Ermelo nichts zu sehen. Die Nacht brach heran und noch immer fahren wir. Da endlich blinkt ein armes Lichtlein durch das Dunkel. Mit freudigem Aufatmen wird es begrüßt. Die ermatteten Pferde bekommen die Sporen, die müden Maulesel die Peitsche und vorwärts geht's in scharfem Trab. Aber das Licht will nicht näher kommen, es will nicht näher kommen und der jetzt wieder sichtbar gewordene Pfad zieht sich in endlosen Windungen dahin. Ja, nun noch ein Licht, noch eins, vier, fünf, viele und endlich, endlich fährt die hundemüde Ambulanz in das Dorf E. ein, von ein paar kläffenden Kötern begrüßt.

Von Ermelo und seinen Bewohnern hat Ihnen Hr. Dr. S. genug berichtet. Wir lebten da in einem englischen Hause ganz gemütlich und restaurierten uns äußerlich und innerlich etwas.

Eines Tages machten wir auf einer nahegelegenen Farm einen Besuch. Im Anschluß hieran werde ich Ihnen einen solchen Besuch, der übrigens überall programmäßig verläuft, schildern. Man reitet in die Farm ein und meist ist sofort ein Kaffer zur Stelle, welcher sich der Pferde annimmt. An der Thüre begrüßt uns der große, breitschultrige „Baas“ (mit seinen Söhnen) mit kräftigem Händedruck und mit einem „Komm in“ ist man eingeladen, näherzutreten. Wir verfügen uns in die „gute Stube“, deren Einrichtungen halb städtisch, halb bäurisch sind; namentlich machen die darin hängenden Bilder einen merkwürdigen Eindruck. Es sind nämlich Bilder aus Zeitschriften, Gratisbeilagen zu Kalendern u. s. w., was da in schön vergoldeten Rahmen an der Wand hängt. Mit „Hu gaht et?“ (Wie geht es?) leitet der Hausherr das Gespräch an, welches sich dann ziemlich träge dahinschleppt, da der Bur nicht viel spricht und sich lieber unterhalten läßt, als daß er unterhält. Dann kommt irgend ein weiblich-schwarzes Wesen und bringt für die Gäste das obligate Koppje oder Kommetje Coffie — alias eine Tasse Kaffee, gleich mit Milch und Zucker vermischt. — Kaffee ist das Nationalgetränk und wird in schier unglaublichen Quantitäten getrunken; wir alle, namentlich Hr. Dr. S., welcher den Rekord geschlagen hat, können uns schon mit dem besten Bur im Kaffeetrinken messen. — Nun erscheint auch die Hausfrau, meist derartig befähigt, daß man zu einer Betrachtung von allen Seiten unbedingt ein Rundreisebillet nötig hätte, mit ihren Töchtern und bewillkommen die Gäste. Doch die holde Weiblichkeit verschwindet sehr bald und kommt erst beim Abschied wieder zum Vorschein. Noch ein Viertelstündchen und dann werden wir mit einem „Alles te best“ (Alles zum besten) entlassen und unser Besuch hat ein Ende.

Da wir nach mehreren Tagen erfuhren, daß wir wieder an die Front gehen müßten, mußten wir uns aufs neue verproviantieren. Dazu gehört vor allen Dingen sogen. Biltung, d. i. an der Luft getrocknetes Fleisch. Der von Wildfleisch hergestellte B. ist der beste, und so zogen wir eines Tages auf die Bockjagd. Im großen und ganzen ist hier die Jagd für jedermann frei und es darf alles geschossen werden, mit Ausnahme von Nasgeiern, Sekretären und Flußpferden. Letztere wegen ihrer Seltenheit, erstere wegen ihrer großen Nützlichkeit. Also zives Morgens zogen wir hinaus in das Feld, wo sich die sogenannten Bleßböcke, eine schon seltener werdende Art, aufhielten. Nach ungefähr zweistündiger Fahrt kamen die ersten Böcke, welche aber kolossal scheu sind, zu Gesicht. Jetzt hieß es, sich vorsichtig zu Pferde nähern, jedoch näher als bis ungefähr 300 Meter kommt man nicht. Jetzt stehen die Böcke still und halten Ausschau; da kracht schon ein Schuß, ein Tier springt verwundet auf, die andern

pfellschnell davon. Der verwundete Bock ist der letzte, er kann nicht so rasch laufen. Nun wir mit den Pferden hinterher und es beginnt eine greuliche Hetzjagd. Über Stock und Stein, über Termitenhäufen, über Gräben, Bäche, Klippen, den Berg hinauf, den Berg hinunter geht es in rasendem Galopp.

Die Pferde wissen, um was es sich handelt, und strengen sich bis auf das äußerste an. Noch ein paar Minuten und wir haben ihn erreicht. Rasch bekommt er den Gnadenschuß. Dem ersten Bock, den wir so hetzten, hatte die Kugel den rechten Hinter- und Vorderhuf samt dem Knochen weggeschlagen und doch war das Tier auf den Knochenstümpfen noch fünf Kilometer weit gelaufen, ehe wir es einholten. Zwei andere wurden besser getroffen und liefen nicht mehr so weit. So hatten wir drei stattliche Böcke erlegt und kehrten nach Hause zurück. Dort wurden sie enthäutet, das Fleisch in lange, dünne Streifen geschnitten, 24 Stunden in Salz gelegt und dann ein paar Tage an der scharfen Luft getrocknet. Es wird hart wie Stein und besitzt unbegrenzte Haltbarkeit. Wenn man es essen will, so muß man es in ganz feine dünne Blättchen schneiden, am besten hobeln. Wenn Biltung auch kein Lederbissen ist, so ist er im Felde unentbehrlich und man gewöhnt sich auch an diese Kost.

Durch die Medical Comissie wurde die Ambulanz von Dr. S. dem Stabe des Assistent-Kommandant General Christian Botha zugeteilt, und so zogen wir am 16. Juli wieder nach Süden und befinden uns augenblicklich in Ammersfoort.

Wir alle hoffen, daß der Krieg bald ein Ende und ein für die Republiken gutes Ende nimmt, wozu augenblicklich die beste Hoffnung vorhanden ist, damit wir wieder nach Hause zurückkehren und eine geordnete Thätigkeit aufnehmen können.

Aus dem Schatzkästlein des rheinländischen Hausfreundes von J. P. Hebel.

Was ich jetzt sagen will, wird manchem, der es liest, geringfügig und vielleicht lächerlich scheinen; aber es ist nicht lächerlich, und mancher, der es liest, wird meinen, ich habe ihn leibhaftig gesehen, und es wäre wohl möglich. Doch weiß ich's nicht und will niemand besonders meinen. Es gibt Gegenden hin und wieder, wo die Männer und Jünglinge im ganzen recht gesund und stark aussehen, wie es bei guter Arbeit und einfacher Nahrung möglich und zu erwarten ist. Sie haben eine gesunde Gesichtsfarbe, eine starke Brust, breite Schultern, guten Wuchs, kurz, der ganze Körperbau ist wohlproportioniert und tadellos bis unter die Knie. Da kommt's auf einmal so dünn und so schwach bis zu den Füßen hinab und man meint, die armen Beine müßten zusammenbrechen unter der schweren Last, die sie zu tragen haben. Das wißt ihr wohl: manchem, der sich vor dem Spiegel einbildet, ein hübscher Knabe zu sein, geht es wie dem Pfau, wenn er auf seine Füße schaut, und deswegen zieht ihr den starken ledernen Riemen, mit welchem ihr die Strümpfe unter dem Knie zu binden pflegt, immer fester an und setzt ihn in eine Schnalle ein, wo er nie nachgeben kann, damit das Fleisch ein wenig anschwellen, sich herausheben und etwas gleichsehen soll, und eben daher kommt's.

Denn der ganze menschliche Körper und alle seine Glieder erhalten ihre Nahrung von dem Blut. Deswegen lauft das Blut unaufhörlich von dem Herzen weg, zuerst in großen Adern, die sich nachher immer mehr in unzählig kleine Aderlein verteilen und vervielfältigen, durch alle Teile des Körpers bis in die äußersten Glieder hinaus und kehrt alsdann durch andere Aderlein, die wieder zusammengehen, folglich größer und an der Zahl weniger werden, zu dem Herzen zurück, und das geht unaufhörlich so fort, so lange der Mensch lebt, und auf diesem Wege gibt das Blut dem Fleisch, den Knochen und allen Teilen des Körpers ihre Nahrung, ihre Kraft und Ausfüllung und wird selber wieder auf eine andere Art durch tägliche Speise und Trank erhalten und ersetzt. Es geht da fast so zu, wie bei einer wohlgerichteten Wasserleitung. Da wird das Wasser aus dem größeren Strom in kleinere Kanäle fortgeleitet. Aus diesen verteilt es sich immer mehr in kleinere Bäche und Bächlein, dann in Gräben und endlich findet es jeden Grassalm auf der Wiese, Klee und Habermark, Liebfrauen-Mantelein und was darauf wächst, und gibt ihm seine Erquickung. Aber wo wenig Wasser hinkommt, da bleiben auch die Pflanzen klein und schlecht. So ist es mit dem menschlichen Körper ungefähr auch, und je weniger derselbe durch die Kleidung gedrückt oder eingengt wird, desto freier und reichlicher kann sich auch das Blut durch seine Adern bewegen,